Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 98 (1972)

Heft: 4

Rubrik: Spott-Revue

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

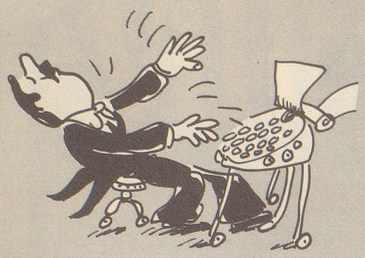
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

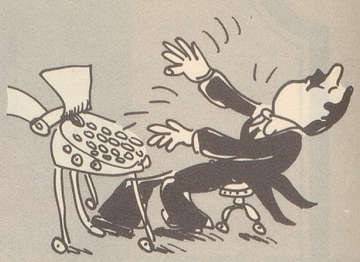
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Spott-Revue

Spott-Revue

von Max Rüeger



Verspätete Diagnose

Die diversen olympischen Komödien, die gegenwärtig auf den Spielplänen vieler Landes-Theater stehen, steigern sich allmählich zu Grotesken. Dabei möchte ich den greisen Hauptdarsteller Avery Brundage, durch allzu lange Ensuite-Gastspiele mittlerweile zum provinziellen Possenreißer abgesunken, hier keiner weiteren Kritik unterziehen. Der amerikanische Fünf-Ringe-Methusalem läßt, um in der Bühnensprache zu bleiben, keine Gelegenheit für improvisierte à parts an der Rampe aus, er schmiert sich durch die Szenen, ohne auf seine Partner auch nur die geringste Rücksicht zu nehmen, er gibt einem abonnierten Publikum Zucker und versalzt den anderen damit die Suppe, die er mitgekocht hat. Sein direktester Antipode, der Schweizer Marc Hodler, gibt sich alle erdenkliche Mühe, nicht ebenfalls Maler – nämlich Schwarzmaler – zu sein, aber die von Brundage permanent umgestoßene Dramaturgie des Stückes «Olympia 72» läßt ihn immer wieder nach neuen Stichworten suchen. Und wäre Hodler nicht so routiniert – der Vorhang hätte längst fallen müssen.

Wann die internationale Intendanz des weltweiten Sport-Theaters ihren Protagonisten endlich umbesetzen wird, ist noch ungewiß. Erfahrungsgemäß treten jedoch alternde Mimen nur höchst ungern ab.

Zusätzliche Spannung hat die Inszenierung in den letzten Wochen durch ein tragi-komisches Element bekommen, dem man seine Aufmerksamkeit mit wachsender Fassungslosigkeit schenkt.

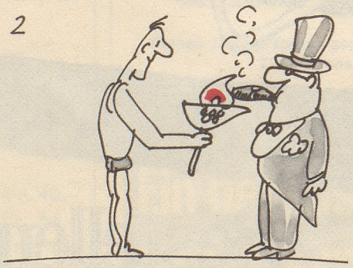
Als 1966, nach vehementem persönlichem Einsatz seines Oberbürgermeisters Hans-Jochen Vogel, München, die Olympischen Sommerspiele 1972 zugeschlagen erhielt, jubelte unsere nördliche Nachbarnation unisono. Vogel, so formulierten begeisterte Feuilletonisten, habe denselben abgeschossen, er wurde in Bayerns Metropole triumphal empfangen, er war der Held des Tages.

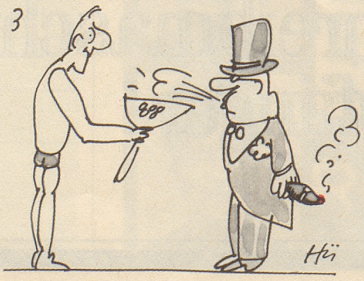
Nun trennen uns nur noch wenige Monate von der Eröffnung am 26. August – und dem einstmaligen Hosianna ist seltsamerweise Ernüchterung, ja Bitternis gefolgt.

Vor allem aus dem kühlen Norden schießt man ganze Kanonaden ab in Richtung Isar, und was damals zur Angelegenheit der gesamten Nation hochstilisiert worden war, ist heute Zankapfel, und erst noch einer, in dem sich der Wurm krümmt.

Der Hamburger «Spiegel» und das Magazin der Hamburger «Zeit» beklagen mit termingerecht abgestimmter Bruder-Trauer den fatalen Weg, den München gegangen sei, den Weg von der «heimlichen zur unheimlichen Hauptstadt».

«Die Stadt», schreibt der ehemalige Münchner Lokalredaktor Peter Schille im «Zeit»-Magazin, «in welcher der amerikanische Schriftsteller Thomas Wolfe ‹eine Art von deutschem Paradies› erblickte, ehe er auf dem Oktoberfest mit einem Bierkrug niedergeschlagen wurde, ist heruntergekommen zu einem Inferno aus Blech und Beton. Die Stadt, deren Uhren anders gingen als die von Bonn, hat ihre Ortszeit aufgegeben. Sie hat sich angepaßt: an Bonn und an Gelsenkirchen. Wenn diese Stadt sich im Spätsommer für die XX. Olympischen Spiele noch einmal als Glamour-City zur Schau stellt, wird unter all dem Glanz und Glimmer sichtbar werden, daß München seinen Charakter verloren, seinen Charme verkauft und seine Atmosphäre vergiftet hat. Die Weltstadt mit Herz ist eine Allerweltsstadt geworden.»





Willy Daume, OK-Präsident, hatte einmal «Spiele der Heiterkeit» und des «menschlichen Maßes» versprochen. Sicher, daran wollte man nicht so recht glauben, denn deutsche Gründlichkeit und ihr Hang zum Perfektionismus verträgt sich schlecht mit Charme und Frohsinn. Und das «menschliche Maß» dokumentiert sich denn auch recht eigenartig in der Budgetierung:

– 1966 waren die Gesamtkosten auf 520 Millionen Mark veranschlagt.

– 1968 stand man auf 800 Millionen.

– 1970 nach «endgültig letzter Kostenerhöhung» – auf 1,35 Milliarden.

– 1971 im Oktober lautete der neueste Stand auf 1,972 Milliarden.

Hämisch zitiert der «Spiegel» einen pathetischen Ausspruch des Vizepräsidenten des nationalen olympischen Komitees, Max Danz, der vor sechs Jahren versicherte: «Wir müssen maßhalten, nichts überbewerten und nicht in Versuchung geraten, die größten und bombastischsten Spiele veranstalten zu wollen.»

«Spiegel» und «Zeit»-Magazin warten mit furchterregenden Zahlen auf, von gestiegenen Mietpreisen, einem selbstmörderischen Bauboom, über weiterhin latentes Verkehrschaos bis zur genauen Bezifferung von wachsender Kriminalität und Luftverpestung.

Solcherlei Affront vom Elbe-Ufer ließ man sich in München natürlich nicht gefallen – aber, und da wird's eben mysteriös – die Gegenattacken, die Verteidigungs-Plädoyers, gerieten merkwürdig lendenlahm und verschüchtert.

Selbst im «Streiflicht» der «Süddeutschen Zeitung» – ansonsten täglich erscheinendes Glanz-Exempel brillanter Journalistik – schimmert zwischen den knappen Zeilen schwermütige Resignation durch. Sanft-ironisch verbrämt zwar – aber immerhin. Und eine flugs gestartete Umfrage der «Münchner Abendzeitung» bei zuständigen Amtsstellen, gedacht als ein Tatsachen-gegen-Tatsachen-Bericht, mag keineswegs zu überzeugen.

«In München sterben mehr Menschen an Krebs als anderswo in Deutschland», war aus Hamburg behauptet worden. Die Entgegnung des einschlägigen Referatsleiters:

«In München ist Todesursache in 21 von 100 Sterbefällen Krebs. Die Vergleichszahlen für andere deutsche Großstädte lauten: Stuttgart 20,4, Köln 20,2 und Hamburg 19,2 Prozent. Worin die Ursachen hierfür liegen, insbesondere ob und wie sie örtlich bedingt sind, ist meines Wissens bislang nicht hinreichend erforscht.»

Nur ein Beispiel von vielen – und als olympiabezogenes Faktum nebensächlich.

Grotesk jedoch bleibt der Umstand, daß die Bundesrepublik mitnichten mehr die vordem so gepriesene geeinte Olympianation zu sein scheint. Daß Münchens Oberwiesenfeld ins Schußfeld anderer Städte geraten ist, daß man jetzt erst die Geister entdeckt, die lange zuvor schon gerufen wurden. Man gibt sich da überrascht, wo eigentlich Ueberraschung gar nicht mehr statthaft wäre. Ob man den Zwei-Milliarden-Muskel-Rummel ablehnt oder befürwortet, ob derartiger Gigantismus verdammt oder unterstützt werden soll – steht hier nicht zur Debatte.

Hingegen gibt das doch leicht peinliche Schauspiel innerdeutscher Olympia-Selbstzerfleischung, dargeboten als verspätetes publizistisches Happening, einigermaßen zu denken.

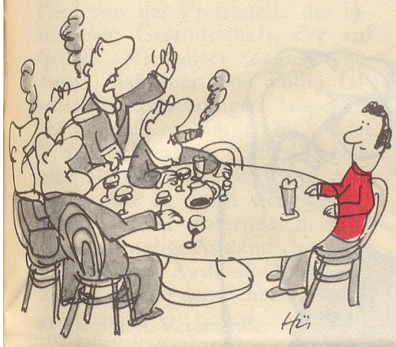
Hätten wohl, so frage ich mich, Bern und Basel in «Bund» und «National-Zeitung» ebenso gegen Zürich gefeuert, wären olympische Gäste an die Limmat gekommen? Oder, noch besser, der «Fögl Ladin» und der «Berner Oberländer» gegen Sitten?

Nun gut, Zürich besann sich selbst

und Sitten fiel aus dem Rennen. Aber die Möglichkeit freundeidgenössischen Zusammengehens im Falle einer tatsächlichen Wahl darf doch eigentlich angenommen werden. Ein paar bissige Kolumnen, sicher, etliche spaßige Schnitzelbankverse, wohlan – aber man hätte wahrscheinlich nicht Wahnsinn diagnostiziert zu einem Zeitpunkt, zu dem selbst der hinterste Hilfs-Samariter die Krankheit längst erkannt haben müßte.

München mag seinen olympischen Gästen zwischen dem 26. August und dem 10. September sehr viel Freude bereiten.

Von Vorfreude, so meine ich, ist aber recht wenig zu spüren.



Stammtischgespräche (II)

Gar nicht frei erfunden ...

Die Herren wurden so laut wie schon lange nicht mehr. Und sie saßen gedrängter denn je um den Tisch in der Ecke. Die Gläser sprangen immer wieder hoch, wenn Fäuste aufs Holz donnerten, die Asche vom Stumpen des Bäkkermeisters fiel in den vierten Zweier, der nur noch ein Einer war, und der Drogist drohte zum fünften Mal mit seinem Auszug aus Stammtisch-Aegypten.

«Der Mann ist ein Verräter, das ist er und nichts anderes und mit Verrätern sollte man kurzen Prozeß machen, jawohl, kurzen Prozeß!» Der Radiohändler holte dreimal tief Atem, grundsätzliche Urteile belasten den Kreislauf.

«Was heißt denn Verräter?» entgegnete der Hutfabrikant. «Darf man in unserem Lande keine eigene Meinung mehr haben, ohne gleich beschimpft zu werden?»

«Eigene Meinung, eigene Meinung – da hat niemand etwas dagegen – aber keine solche!»

«Richtig, ganz einverstanden, eine solche eigene Meinung hat man einfach nicht zu haben, das geht gegen die Armee und unser Volk und unsere Heimat –»

«Ueberhaupt nicht –»

«Natürlich.»

«Du hast ja nicht einmal Aktivdienst –»

Immer schneller schwangen die Stimmbänder, immer heilloser wurde das Wortdurcheinander hinter der dicken Rauchwolke über dem Tisch, vorher hatten sie sich nicht verstanden, weil sie sich verstanden hatten – jetzt verstanden sie sich nicht mehr, weil sie sich nicht mehr verstanden.

Sieben Gäste, an drei Tischen im Lokal sitzend, wollten gleichzeitig zahlen, die Serviertochter schimpfte etwas von nur zwei Händen und nicht überall zur gleichen Zeit, und in der Stamm-Ecke kippte das Bier des Dachdeckers um.

«Aber mei – bitte – aber meine Herren» – eine sonore Stimme verschaffte sich Gehör, diejenige des Bankverwalters.

«Er hat doch ausdrücklich gesagt, er würde sich den geltenden Bestimmungen unterziehen, er sei kein grundsätzlicher Gegner der Landesverteidigung, er setzt sich mit echter Leidenschaft für die Sicherung des Friedens ein –»

«Nur mit einer schlagkräftigen Armee können wir den Frieden garantieren» – unterbrach der Spengler ungnädig das Votum.

«Woher wissen Sie das so genau?» Der Hutfabrikant steigerte merklich die Phonzahl und färbte die Stimme schrill. «Sagen Sie mir, woher Sie das so genau wissen, bitte, aber sofort, gleich jetzt!»

Der Radiohändler sprang auf.

«So etwas habe ich noch nie erlebt. Wir sind ja bereits unterwandert! Un-ser Stamm-tisch ist unter-wan-dert – und das von einem Kollegen aus dem Handwerkerverein, das dulde ich nicht, neeiiiin – an der nächsten Versammlung –»

«Was an der nächsten Versammlung?»

Der Drogist: «Meine Stimme hast du.»

«Aha – deine Stimme hat er», schrie der Hutfabrikant. «Da kann ich ja gehen.»

Zornbebend verließ er das Lokal.

«Da hat man's – nicht einmal vernünftig diskutieren kann er. Aber das ist immer so. Entweder man tanzt nach seiner Pfeife – oder er haut ab.»

Es gab eine Pause. Es schien, als hätte man ein Tonband durchgeschnitten. Einer nach dem andern bezahlte, der Bäckermeister, der Drogist, der Radiohändler, der Spengler.

Der Bankverwalter saß schließlich alleine am Tisch in der Ecke. Er starrte vor sich hin, drehte mit Mittelfinger und Daumen den Bierdeckel, dann trank er aus und ging. Langsam, ohne den Gruß der Frau Wirtin hinter dem Buffet zu beachten.

Der Stammtisch war leer.

Post scriptum.

Dieses «Stammtischgespräch» enthält einige Original-Zitate aus gedruckten oder mitgehörten Diskussionsbeiträgen zum Thema Arthur Villard. Sie wurden, um die Atmosphäre lebensechter darzustellen, durch übliche und mögliche Einwürfe und Zwischenrufe ergänzt. Die Berufsbezeichnungen der Beteiligten sind frei erfunden, denkbare Aehnlichkeiten rein zufällig.

Immerhin: Im Nebel des Stammtischrauches wurden zumindest vorgefaßte Meinungen deutlich. Bis zum Aufbruch der Runde ließ sich keiner der Anwesenden durch irgendein Argument von seinem Standpunkt abbringen, keiner war bereit nachzudenken über einen Andersdenkenden. Schlagworte teilten Hiebe aus, Erregung verunmöglichte Erklärung, es schieden sich nicht Geister, sondern Positionen.

Man sprach, schrie, brüllte zwar über Arthur Villard – aber man befaßte sich nicht mit ihm. Das rote Tuch, kräftig und unbesonnen geschwenkt, tat seine Wirkung.

Ein Stammtisch von vielen.

Wenger – nur als Beispiel

Angenommen: den Herrn Wenger
trafen Sie noch nie zuvor.
Erstmals bleibt sein Name länger
als nur en passant im Ohr.

Er wird Ihnen vor dem Essen
von Bekannten vorgestellt.
Sie begrüßen ihn gemessen,
während Eis ins Gin-Glas fällt.

Plaudernd werden Höflichkeiten
ausgetauscht, ohne Belang.
Zögernd noch, von beiden Seiten,
kommt das Tischgespräch in Gang.

Dennoch aber kann es möglich
sein, daß man bald heimlich denkt:
Dieser Mann ist unerträglich!
Wie der seine Stimme senkt,

wenn er von Frau Kunz berichtet ...
Wie er aber andrerseits
sich zum Rede-Schwall verpflichtet
fühlt beim Diskussionspunkt Schweiz,

die ihm kleinkariert und ländlich
(wie der Schweizer selbst auch) scheint,
wobei er unmißverständlich
niemals sich – nur andre meint.

Ja – und schon bei der Pastete
werden Sie recht reserviert.
Solcherlei Etepetete
hat Sie immer ennuiert.

Sie entfliehn ihm nach dem Essen –
aber denken hinterher:
Niemals sollte man vergessen –
Wenger werden ist nicht schwer.

Max Rüeger